

Werk

Titel: Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath

Jahr: 1896

Kollektion: Autobiographica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN312429568

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429568>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429568>

LOG Id: LOG_0068

LOG Titel: Spätherbst 1809 bis Sommer 1811

LOG Typ: chapter

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN312429398

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429398>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429398>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Spätherbst 1809 bis Sommer 1811.

Der eben beschriebene Abschied hatte noch in Bernstorff stattgefunden; gleich nachher zogen wir in die Stadt. Mein lieber Mann hatte sehr richtig berechnet, daß der Umzug, der Ortswechsel mich zerstreuen würden; doch er hatte hier wie immer sich selbst vergessen und war bei Weitem länger in dem schönen, aber kalten, zugigen Bernstorff verweilt, als es ihm zuträglich sein konnte, und so brach denn bald, nachdem uns die warme freundliche Stadtwohnung aufgenommen, ein ungewöhnlich starker Podagraanfall aus, zu dem sich der Stoff in den letzten Monaten unserer Billégiatur gesammelt hatte. Ich hatte nun meine Stelle so recht eigentlich gefunden, indem ich kaum von dem Krankenbette wich, solange seine Geschäftsthätigkeit unterbrochen bleiben mußte. Leider aber gönnte er sich diese Frist kaum; er nahm wenn auch nicht die eigenen Arbeiten, so doch den Faden der Geschäfte allezeit viel zu früh für seine Gesundheit wieder auf, viel zu früh auch für mich, die ich mich so gern ungestört seiner Pflege hingab, einer Pflege, deren Genuß, ja deren eigene Süßigkeit ich erst kennen zu lernen meinte; und doch gab mir diese Zeit an dem Lager des lebenswürdigsten aller Kranken nur ein Vorgefühl der späteren Erfahrungen ähnlicher Art. Der Kranke litt sehr, aber er klagte selten; er scherzte oft über sein Leiden und scherzte nie lieber und mit mehr Witz und Laune als eben in solchen Zeiten. Die erhöhte Weichheit seines Gemüthes war mir dann auch so eigens rührend, und wahrhaft beglückte es mich, daß er die Lieblinge gar zu gern um sich sah, sowie das Fieber nachließ.

Nur die völlige Genesung des theuren Kranken durfte ich abwarten, dann mußte ich das Opfer bringen, meine Thora zu entwöhnen; die Aerzte wollten es, doch trennte ich mich schwer von der Erfüllung einer so süßen Pflicht; nur das Bewußtsein, sie vollkommen konsequent durchgeführt zu haben, tröstete mich. Ich war damals so frisch und blühte in jugendlicher Fülle und Fröhlichkeit, wenn nicht eben solche Abschiede, wie der eben geschilderte, meinen Sinn grausam trübten. Doch diese Trübung dauerte nicht lange; dazu war mein ganzes Wesen noch zu elastisch und das Leben noch zu reich an Freude und Wonne für mich, die ich mich noch innerlich so ganz jung fühlte. Außerlich bestrebte ich

mich freilich, die Würde der Hausfrau und Ministerin anzunehmen, und deshalb war es mir nicht unwillkommen, als der erste Weisheitszahn hervortrat. Ich ließ mir gern die Schmerzen, ja das Fieber gefallen, welche diesen Durchbruch begleiteten; aber nicht so gern die Neckereien der Meinigen über diese so unbequem sich ankündende Weisheit. Auch wollte es mir keineswegs gefallen, daß mich diese neue oder alte Weisheit an dem Erscheinen auf dem ersten Hofball, der nun angesagt ward, hindern sollte; ich überwand die noch nicht völlig verschwundene Unpäßlichkeit und war die Erste und die Letzte auf dem Platz. Kündigten sich doch die Hofvergnügungen dieses Jahr so freundlich an, und hoffte ich mich durch dieselben reichlich für die steife Geselligkeit der zwei letzten Winter entschädigt zu sehen! In diesem Winter 1809 bis 1810 gab es eine königliche Hofhaltung; denn die gute und so fein gebildete Königin Marie hatte ihre Residenz wieder bezogen, und von ihr ausgehend, von ihrem lebenswürdigen Hofstaat nachgeahmt, lebte bald wieder der feine Ton, die wahre Hofsitte in meiner lieben Vaterstadt auf. Ich fühlte mich so heimisch an diesem Hoflager, und so war mir jeder Montag willkommen, wenn ich auch die Ballabende bei Weitem den sogenannten „Appartements“ vorzog, in denen nur gespielt und soupirt ward.

Jene Hofbälle, die um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr begannen und nicht vor zwei oder drei Uhr ihr Ende fanden, schienen mir nie zu lang; um so weniger, da ich mich während der Pausen, und wenn ich einmal auszuruhen wünschte, stets angenehm umgeben sah von einem Kreis lieber junger Frauen und Mädchen. Unter diesen zeigt sich aber meiner Erinnerung vorzugsweise eine, welche von mir unzertrennlich war und blieb; es ist mein Suschen Baudiffin, meine holde Kindheitsgepielin, welche ihren Eltern in diesem Herbst nach Kopenhagen gefolgt und mit ihnen, nicht sehr entfernt von unserer Wohnung, in einem allerliebft gelegenen Hause in der neuen Kronprinzessinnenstraße, dem Rosenburger Garten gegenüber, wohnte. Wir genossen diese Vereinigung in schwärmender Glückseligkeit, jede Vormittagspromenade und mancher Abend führte uns zusammen; eben deshalb aber konnte mir auch ihre Neigung zu einem jungen mecklenburgischen Edelmann nicht lange verborgen bleiben. Die Liebe der Beiden war so ernst und tief wie Beider Charakter; sie hatte sie im vorigen Winter in Kiel so mächtig ergriffen, daß sie fühlten, es sei fürs

Leben; sie hatten sich Treue und stille Ausdauer gelobt, bis die Umstände eine Einwilligung des Vaters hoffen ließen. Adolf v. Bülow besaß kein Vermögen; er studirte noch, als Susanne ihn kennen lernte, und ich weiß nicht, ob er sich schon damals entschieden hatte, in dänische Dienste zu gehen. Sein jüngerer Bruder Heinrich, der Gemahl von Gabriele v. Humboldt, der früh für den preussischen Staatsdienst bestimmt wurde, ist später als Gesandter in London so oft genannt worden.

Meine erste Empfindung bei der Entdeckung von Susannens Liebe war Schreck und Betrübniß, weil mein Mann und ich die leise Hoffnung gehegt hatten, Joachim werde vielleicht mit ihr neue, den Verlassenen wieder beglückende Bande anknüpfen; vor Allem aber mußte mir bei dieser Liebe hange für die Zukunft des lieben trefflichen Mädchens werden, denn zu den Hindernissen des geringen Vermögens und der ungünstigen Lage kam noch Bülows anerkannt schwache Gesundheit hinzu. Wohl über ein Jahr durfte ich mich ganz still dabei verhalten; dann aber gerieth ich, wie alle Freunde Susannens, in eine schwere Lage. Bülow hatte von den Eltern zwar keine bestimmte abschlägige Antwort, doch aber das Verbot erhalten, sich in ihrem Hause zu zeigen. Natürlich wurde nun jede Gelegenheit gesucht, sich bei den Bekannten zu begegnen; diesen aber wollte es beinahe wie ein Unrecht gegen die Eltern bedünken, wenn sie solche Gelegenheiten absichtlich herbeiführten. So aber konnte und durfte die Sache nicht lange bleiben, um so weniger, da Beider Gesundheit darunter litt. Susannens Jugendblüthe verschwand von Tag zu Tag mehr, ihr Haar bleichte sogar, und ehe sie das zwanzigste Jahr vollendet, konnte sie schon graue Locken aufweisen. Bülow verfiel häufig in schwere Krankheiten, die für Susanne zur doppelten Prüfung wurden, weil sie sich unterdeß nur sehr unvollkommene Kunde von ihm zu verschaffen wußte.

Endlich im Jahre 1812 erbarmte sich der König dieser hoffnungslosen Liebe und beglückte am Ende die Eltern ebenso sehr wie die jungen Leute, indem er Bülow zum Amtmann von Cismar ernannte, dem kleinsten Amt freilich in seiner Monarchie.

Anfang des Jahres 1810 ward mein theurer Vater zum Gesandten in Stockholm bestimmt. Diese Bestimmung führte ihn in dem beginnenden Jahre in meine Arme und bereitete uns ein schönes, aber leider sehr abgekürztes Beisammensein; denn schon am 24. Januar mußte die Reise gen Norden fortgesetzt werden, obgleich der ihm liebe

27., mein Geburtstag, so nahe war. Aber auch diesmal wie so oft in seinem verhängnißvollen Leben ward sein Wunsch durchkreuzt; fern von mir durchflog er an diesem Tage die eisigen Gefilde Schwedens, fand aber doch den Moment, mir schriftlich seine väterlichen Wünsche auszusprechen. Das hat er an diesem Tage nie versäumt, so wenig er auch sonst das Schreiben liebte.

Das Frühjahr 1810 führte eine bedauerliche Umwälzung im Ministerium, eine mich ebenfalls sehr betrübende in unseren Privatverhältnissen herbei. Mein Gemahl war mir gar zu oft gedrückt erschienen von der Last der Geschäfte, der seine Gesundheit nicht gewachsen war. Deshalb wünschte ich eine Veränderung seiner Lage, ja in Bezug auf ihn wünschte ich oft, was ich für mich befürchtet haben würde, wenn mein „Ich“ dabei hätte in Betracht kommen können; ich wünschte für ihn seinen Austritt aus den Geschäften und verschwieg ihm auch meine Ansicht nicht. Einmal, es mag wohl in den ersten Tagen des April 1810 gewesen sein, legte ich ihm den Ausdruck meiner Besorgnisse, meiner Wünsche recht warm ans Herz und fragte, ob es nicht Pflicht der Selbsterhaltung sei, die ihm so unentbehrliche Ruhe zu suchen. Da antwortete er mir sehr entschieden, er sei durch alle Bande der Erinnerung und der Dankbarkeit so fest an Dänemark und seinen König gefettet, daß er nicht daran denken dürfe, sich dem Dienst zu entziehen, während er noch nützen könne. Er müsse und wolle ausharren und weder wanken noch weichen, solange der König ihm seine selbständige Stellung unverkümmert ließe. Er könnte es nur mit großem Dank anerkennen, wie sein Herr seit jenen Unglücksjahren von 1801 und 1807 sich gar keine Eingriffe in seine Geschäftsführungen erlaubt und ihm in Allem freie Hand gelassen habe. Der vortreffliche alte Reventlow, der lebenswürdige Schimmelman ließen sich in der Art mehr gefallen, als er seinem Pflichtgefühl nach für möglich halten würde; das ihre geböte ihnen oft Schweigen und Dulden, wo das seinige ihm heißen würde, zu sprechen und abzugehen. Und siehe da, recht unerwartet, ja recht schmerzlich trat ein solcher betrübender Fall einige Wochen nach obiger Unterredung ein. Mein Mann mußte den Befehl des Königs erfüllen und trotz seiner unterthänigen Gegenvorstellungen einem Mann einen Verweis geben, den derselbe in seinen Augen nicht verdient hatte. Da

war nun der Moment gekommen, um den Abschied zu erbitten, wobei er jedoch, um nicht anmaßend zu erscheinen, als Grund seine schlechte Gesundheit angab. Der König konnte nicht anders als ihn entlassen; schön war es aber und edel und ward auch von uns mit wahrer Rührung anerkannt, wie der König es mit so aufrichtigem und ungeheucheltem Schmerz, ohne eine Spur von Rancune that und seinem abgehenden Diener nie Verstimmung, sondern nur freundliche Trauer zeigte. Als mein Schwager dagegen ungesäumt auch sein Entlassungsgesuch einreichte, da riß dem König die Geduld, und als derselbe sich ihm vorstellte, da fuhr er ihn an und machte ihm um so ungerechtere Vorwürfe, als Joachim mit gänzlicher Hingebung und ebenso heispielloser Treue wie seltenem Geschäftseifer und Geschick gedient, ja Tag und Nacht gearbeitet hatte, ohne daß ihm je ein Gehalt weder angeboten noch gegeben worden war. Meines Mannes Gehalt war freilich mit dem sinkenden Kurse auch sehr gering geworden; die 6000 Papierkronen reichten zuletzt kaum mehr hin für unseren häuslichen Verbrauch an Thee, Kaffee und Zucker.

Am 22. April hatte mein Mann um seine Entlassung gebeten, und den 24. antwortete Seine Majestät in dänischer Sprache:

„Mein lieber Graf Bernstorff!

Ich ersehe aus Ihrem Gesuch vom 22. April, daß die Schwäche Ihrer Gesundheit Ihnen den Wunsch einflößt, Ihres Amtes entledigt zu werden. Infolge hiervon bitte ich Sie, mir mitzutheilen, ob Sie nicht etwa noch, solange der Krieg dauert, in Ihrem Amte verbleiben könnten, um so mehr, da Sie Ihren Bruder zur Seite haben, dessen Stelle ja ganz eigens Ihnen zur Hülfe geschaffen worden, oder ob Sie im entgegengesetzten Falle nicht wenigstens so lange bleiben wollten, bis ich würde Anstalten getroffen haben, um Ihnen einen Nachfolger zu finden.

Ihr ergebener

Friedrich Rex.“

Sobald diese doppelte Entlassung bekannt wurde, rollten die Wagen der Kondolirenden und Gratulirenden in großer Anzahl vor unser Haus, und so sehr ich diese öffentlichen Beweise von Theilnahme bewunderte, weil man doch eine Art von Ungnade hätte voraussetzen können, so lästig fielen sie mir dennoch, weil ich von heftigem Wechsel-

fieber mit ſtarkem Kopfweh recht krank und gegen Geräuſch empfindlich war. Gewiß trug die Umwälzung unſeres Schickſals auch nicht wenig zu meinem Leiden bei; denn ich verließ Kopenhagen und Bernſtorff ſehr ungerne und verſprach mir kein großes Glück von unſerem Leben auf den Gütern in Mecklenburg. Dieſe Güter wie ihre Umgebung waren mir beinahe fremd; ich wußte nur, daß ihre Lage mir mißfallen würde. Die Einſamkeit und Stille dort konnte ich zwar für mich nicht fürchten; denn ich kannte zu wohl meinen Sinn für ländliche Muße und Beſchäftigung. Ich hatte von jeher das Landleben geliebt und jezt, wo ich mir dazu eigens gewählte Aufgaben geſtellt hatte, wo ich u. A. mit ſo großem Eifer an jener Bibelerklärung arbeitete, die ich im Winter 1809 begonnen und in die ich mich am 17. März d. Js. vermaßen vertieft hatte, daß die dadurch erregten Bilder mir in meine Wochenzeit hinein gefolgt und mir Rains Brudermord in meinen Träumen immer wieder erſchreckend erſchienen war. Dagegen fürchtete ich den Aufenthalt in Dreylützow für meinen theuren Mann, und zwar weniger die Einſamkeit als die ganz veränderte Lebensweiſe, die Lücke, welche ihm die abgegebenen Geſchäfte laſſen würden. Ich kannte zwar ſeine große Vorliebe für das Landleben, meinte aber dennoch, daß es ihm jezt unmöglich Erſatz bieten könne für die ihn ſeit langen Jahren in Anſpruch nehmende rege amtliche Thätigkeit in der Reſidenz, in die er ſich ganz eingelebt hatte. Die meiſten unſerer Freunde waren meiner Meinung; dieſe Meinung ſprach ich, ſprachen auch wohl ſie ſpäter, zumal vierzehn und zwanzig Jahre nach dieſer Epoche, bei ähnlichen Veranlaſſungen gegen meinen Mann aus; er wollte indeß weder ihnen noch mir jemals Recht darin geben, und ich geſtehe, daß ich jezt, 1839, nachdem ich viele Briefe aus jener Zeit von ihm geſehen und mich in ſeine damalige Stimmung ſowohl als in die Denkungsart, welche jene Briefe häufig ausſprachen, ganz hineingedacht habe, ihm beipflichten und meine Anſicht aus jenen Zeiten verwerfen muß.

Durch dieſe Papiere habe ich mir erſt das Bild ſeiner Jugend vollſtändig ergänzt; ſeine Sinnesart, ſeine Neigungen alle wieſen ihn auf ein einfaches Leben auf dem Lande; denn nur in Gottes freier Natur war ihm wohl, nur dort fühlte er ſich in ſeinem eigenſten Elemente. Schon früh, als ſeine Eltern nach langem Aufenthalte in Mecklenburg wieder nach Kopenhagen zurückkehrten und er, der 15jährige Knabe,

zum ersten Mal den Winter (1784 auf 1785) in der Stadt zu bringen mußte, spricht sich in den erwähnten Briefen seine Sehnsucht nach dem Naturleben in bitteren Klagen aus. Von allen Seiten wurden ihm Vorwürfe und Vorstellungen gemacht, und er raffte sich auf; er überwand die zu große Trauer, welche ihn überkommen hatte, als er sich in den Mauern eingeschlossen fühlte, und ergab sich darein, gewöhnte sich sogar nach und nach an die Idee, daß ein Leben auf dem Lande nicht sein Loos sein würde, daß er sich einem Berufe werde widmen müssen.

Im Jahre 1788, bei Gelegenheit des Krieges gegen Schweden, den er heiß wünschte mitzumachen, trug er seinem Vater die Bitte vor, Militär werden zu dürfen; doch dieser hatte ganz andere Pläne, denen der Sohn sich in Gehorsam fügte, wenn sie gleich seine Neigungen durchkreuzten. Christian ward, was der Vater wünschte, Diplomat. Als aber bei seiner ersten längeren Anstellung zu dem Zwange des Stadtlebens noch das Gefühl der Vereinsamung und der Trennung von all seinen Lieben hinzukam, da bemächtigte sich seiner ein Heimweh, eine Melancholie, welche er nur sehr schwer und erst nach und nach überwand. Neun Jahre verbrachte er so in steter Beugung seines Sinnes und Unterwerfung seiner eigensten Wünsche.

Diese seine diplomatische Laufbahn begann im Jahre 1789 mit einer Anstellung als Legationssekretär in Berlin, wo sein Oheim Fr. v. Graf zu Stolberg damals dänischer Gesandter war. Im Sommer 1794 ward er unerwartet abberufen, um den dänischen Gesandtschaftsposten in Stockholm zu übernehmen. Hier erhielt er im Jahre 1796 den Befehl, in besonderer Mission nach St. Petersburg zu gehen, um dort als geheimer Beobachter und öffentlicher Gratulant der Verlobung Gustavs IV. mit der Großfürstin Alexandra Paulowna beizuwohnen, die brillant gefeiert und dann plötzlich wieder aufgehoben wurde. Nach Stockholm zurückgekehrt, waltete er dort nur kurz noch seines Amtes; denn im Mai 1797 ward er schleunigst nach Kopenhagen an das Krankenbett des über Alles geliebten Vaters gerufen, und als dieser den 21. Juni starb, trat der Sohn auf Wunsch des Königs unmittelbar als dessen Amtsnachfolger in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ein. So war er aufs Neue durch die Pflicht gefesselt, trotz seiner schwachen Gesundheit auf seinem Posten auszuharren,

der ihm vollends wie eine Galeere erschien. Nur seine Ergebenheit für König und Vaterland und das Bewußtsein, dem Posten wirklich gewachsen zu sein, konnten ihn einigermaßen mit dem Opfer ausöhnen und ihn entschädigen für die Einbuße seines eigentlichen Lebensglückes.

So erleichtert er sich jetzt 1810 bei dem Vorgeschnack seiner nahen und gänzlichen Freiheit fühlte, so schmerzlich blieb ihm der Gedanke an die bevorstehende Trennung von seinem überaus gnädigen Herrn und von der Wiege seiner Kindheit, von dem lieblichen Seeland, dem herrlichen Bernstorff. Er hatte seinen Auszug auf den Ausgang dieses Sommers 1810 festgesetzt; nun sollte diese Frist noch recht genossen und auf alle Weise durch Spazierritte und =fahrten, durch große Herbstjagden und durch kleinere tägliche Jagden auf dem umgrenzteren Gebiet von Bernstorff benutzt werden. Dieses Gebiet war dem Freiherrn Johann Hartwig Ernst v. Bernstorff in Anerkennung seiner Verdienste von seinem König geschenkt worden. Er baute das Schloß, über dessen Haupteingang folgende Inschrift in Latein zu lesen ist:

„Als im Jahre 1760 nach Christi Geburt, währenddem durch den wüthendsten Krieg, Sturm und Aufruhr fast ganz Europa entvölkert wurde, Dänemark durch die Gnade Gottes einen tiefen und glücklichen Frieden genoß, ließ auf Befehl des besten Königs dieses ehrenvoller Ruhe nach gethaner Arbeit gewidmete Gebäude erbauen

Johann Hartwig Ernst Freiherr v. Bernstorff.“

Den Grundstein dazu legte am 18. Mai Caritas Emilia Freifrau v. Bernstorff geb. v. Buchwald, seine Gemahlin.

In gutem Deutsch liest man dann noch:

„Ich aber und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen.“

Von diesem ersten Besitzer ging das Gut auf seinen Neffen, meinen Schwiegervater, Andreas Petrus Bernstorff, über und von diesem auf Magnus, von dem aber die ältesten Brüder das Schloß nebst hundert Tonnen oder Morgen Land gekauft hatten. Das Uebrige war verpachtet. Diese hundert Tonnen bestanden aus den Anlagen dicht am Hause, aus Kornfeldern, Wiesen, Wald, die mit hineingezogen waren, und aus jenen mitten im Walde gelegenen Obst- und Gemüsegärten, deren ich schon erwähnt und die ich gewiß nicht mit Unrecht das Land Raschmir genannt habe. Denn wie jene gesegneten Paradiesfluren,

inmitten schützender und jedes rauhe Lüftchen abwehrender Berge, wie ein Edelstein in köstlicher Fassung daliegen, so hier die walddumkränzten, nach Süden geneigten, reich gewässerten Gärten, die Blumen, Früchte und Kräuter hervorbringen in einer Fülle und Schönheit, wie man sie sonst nur im glühenden Süden findet.

Diese Gärten, Wälder, Wiesen, englischen Anlagen waren verbunden durch reizend angelegte Fußwege. Hierher verirrte sich oft das Wild, welches dann auch dazu bestimmt war, nicht lebend diesen Umkreis zu verlassen; denn die beiden Nimrode verfolgten sogleich und meistens mit Glück seine Spur. Aber auch eine geringere Jagd ward von meinem Manne nicht verschmäht, Dächse wurden erlegt und dergleichen kleines Wild. Oft sogar vertauschte er um eines Vogels willen die Feder gegen die Plinte, und ich sah dann meinen Jäger eilends durch unseren Salon hindurch auf seine Beute zustürzen. Dieser Jagdeifer des ernstesten Gemahls erfreute mich wahrhaft. Doch eines Tages, im vorigen Sommer, hatte er mir doch einen argen Schreck bereitet. Eines Morgens nämlich, als ich gerade meinem Säugling seine Nahrung reichte, fiel im Nebenzimmer ein Schuß; ich hatte eben meines Mannes Schritt gehört und erkannt! Gelähmt und wie zerschmettert starre ich nach der Thür, durch die er denn auch mit blutender Hand und einem an ihm nie gesehenen Ausdruck von tiefster Beschämung hereintritt, um sich in Liebkosungen und Beschwichtigung meiner Aufregung, in Selbstanklagen und Verdruß über seine Unvorsichtigkeit zu ergehen. Er kann sich nicht trösten über die Rücksichtslosigkeit, mit der er durch meine Zimmer geeilt war, indem er ein Gewehr mit gespanntem Hahn trug, und fürchtet nun Alles für Mutter und Kind; doch Gott verhütete in Gnaden jedes Unglück, ließ auch die verwundete, dem Minister so unentbehrliche Hand bald heilen und verlöschte so jedes bittere Andenken an diese Begebenheit; dennoch ward sie gewissermaßen verewigt durch ein bedeutendes Loch im Plafond, das ich noch im Jahre 1834 wieder fand. Diesen Sommer 1810, von dem auch die Freunde und Verwandten wädhnten, daß es unser letzter in Dänemark sein würde, führte uns deshalb noch manchen Besuch zu, so die Geschwister Katharina und Christian Stolberg.

Der geistreichen Tante Katharina Stolberg interessanter, des theueren Oheims anregender Umgang hatte uns wieder sehr verwöhnt

und ließ eine Lücke bei ihrem Scheiden, welche selbst die Kinder schon fühlten, meine Thora empfand.

Das königliche Paar pflegte uns wohl im Sommer einmal in Bernstorff zu besuchen; in diesem Jahre ward der Besuch von wehmüthigen Empfindungen begleitet, ohne daß man sich jedoch darüber ausgesprochen hätte. Nur einer meiner Freundinnen sagte der König, als er die schönen Gärten durchwanderte: „Und dieses Paradies zu verlassen, kann sich Graf Bernstorff entschließen!“ Diese Wanderung ward von der Gartenseite begonnen, durch den Wald weiter geführt; man hatte meine lieben Obst- und Gemüsegärten berührt, deren südlicher Duft schon von ferne anlockte, deren Sonne heller, deren Rasen grüner, deren Blumen bunter glänzten als in anderen Gärten, und kehrte von der Jägersburger Seite über den Hof zurück.

Wir hatten wahre Freude an der Liebenswürdigkeit unserer hochverehrten Königin, an ihrem schönen, reinen Französisch, an ihrem wahrhaft fürstlichen Anstand, ihrer würdigen und zugleich so anmuthigen Art und ihrer immer gleichen Freundlichkeit. Sie wollte gefallen, und man dankte es ihr, daß sie es sich angelegen sein ließ, zu gefallen, während die Prinzessinnen der späteren Zeit in ihrer Wahrheit und Einfachheit zu weit gingen und dadurch stolz erschienen. Es war ihr ein Bedürfniß, von ihrem Volk, von jeder Klasse desselben geliebt zu sein, und sie ward durch dieses Streben wahrhaft liebenswerth. Sie ging mit bewundernswürdiger Theilnahme in die Familienverhältnisse ein und mußte Jedem etwas Verbindliches zu sagen. Sie sah und sprach die Menschen gern, und mein lieber junger Freund H. C. hatte Unrecht, als er, von einer Audienz zurückkehrend, von ihr sagte: „Plus charmée que charmante.“

In ihrer Jugend war sie sehr hübsch gewesen, und diese Jugend dehnte sich wunderbar lange aus; denn noch 1810 war ihre Erscheinung mit Jugendreiz geschmückt, und sie war doch schon 1767 geboren. Wie anmuthig waren ihre freien Züge, ihre sprechenden Augen, ihre holde Freundlichkeit, wie liebenswürdig ihre Unterhaltung, welche Gegenstände sie auch berührte. Der König war in seiner treuherzigen Art freundlich und gnädig wie immer, wenn auch gerade diesmal wortfarger als gewöhnlich; die älteste Tochter, Prinzess Karoline, damals „Kronprinzessin“ genannt (sie heirathete später 1829 ihren Vetter, den Prinzen Ferdinand

von Dänemark), war etwas abspringend und in ihren Ausdrücken einigermassen derbe Theilnehmerin an der Unterhaltung. Endlich möchte ich meinen Gemahl so schildern, wie er mir an jenem Tage erschien, an welchem er, wie in unserem Hause stets, die Hauptrolle spielte. Mit der ihm eigenen Grazie macht er die Honneurs seines Hauses; er präsentirt dem Königspaar den Thee mit einer Hoheit und zugleich mit einer Gewandtheit, die ihn gar zu gut kleidet. Wie schön sah er in der rothen Uniform aus! Ob er noch sein Haar gepudert trägt? Ich weiß es nicht, doch bedünkte es mich fast so. Er ging erst spät zu der neueren Mode über, und sollte man es glauben, ich bedauerte es wahrhaft; denn ich fand, daß der Puder ihn so gut kleidete. Da stand er denn in diesem vornehmsten Kreise, in der Erscheinung selbst der Vornehmste von Allen! Da bewegte er sich mit unnachahmlicher Würde und Grazie, da knüpfte er den Faden des Gespräches wieder an, wo dasselbe etwa zu stocken begann, und es stockte nur zu leicht! Hatte man den schönen Sommertag, die reizende Gegend, die Fülle der Blüthen, das üppig stehende Korn, die ergiebige Jagd besprochen, so stockte die Unterhaltung bei der speziellen Erwähnung Bernstorffs und seiner Vorzüge, eben wegen unserer baldigen Abreise. Die Unterhaltung stockte gleichfalls, wenn sie, dem Blicke folgend, auf der Meeresbläue haften bleiben wollte; denn die Herrschaft des Meeres war durch das englische Uebergewicht dem König streitig gemacht, und der Mastenwald im Kopenhagener Hafen war verschwunden; weiter hinüber in das nur durch den Sund getrennte Nachbarland durfte man sich vollends nicht verirren, hatte doch eben der Reichstag in Derebro so feindselig gegen unseren Monarchen entschieden.

Nach dieser Abschweifung kehre ich nun zu unserer Familiengeschichte zurück und zwar zunächst nach Rastorff, wo seit dem 14. September 1809 die Familie Ranzau das neue Haus bewohnte; jetzt war eben Milchen von Pyrmont zurückgekehrt, diesmal aber leider nicht so sichtlich gestärkt wie früher! Ach ihre Lebenszeit war schon beinahe abgelaufen, nur wenige Monate waren ihr noch im reichen Kreise ihrer Kinder, waren den ahnungslosen Jhrigen, nahe und fern, von denen Allen sie so heiß geliebt wurde, noch gegönnt!

In ihrer Umgebung befand sich unsere Gerhardine, sie, die vor einem Jahre von mir geschieden war, um zu ihren Verwandten in der

Wetterau zu eilen und dort eine neue Lebensaufgabe zu übernehmen. Aber wiederum zerstörte der Tod einer nahen Angehörigen ihre Pläne; sie blieb vorläufig in Rastorff, und gerade jetzt erreichte sie ein höchst unerwartetes Anerbieten vom dänischen Hofe, dem sie nicht widerstand. Sie wurde zur Erzieherin der kleinen Prinzess, der zweiten Tochter des Königs (Wilhelmine, geboren 1808) mit dem Titel, dem Range und den Vortheilen einer Hofdame berufen. Mir kam diese Kunde wie eine Neckerei des Schicksals vor: meine Freundin sollte nach dem von ihr so sehr gefürchteten Norden zurückkehren, dort heimisch werden, gerade da ich ihn für immer verließ! Doch siehe, dieser Abschnitt in meinem Leben ward unerwarteterweise noch auf ein Jahr hinausgeschoben. Eben als alle Einrichtungen in Dreylückow vollendet waren, gingen mir neue Hoffnungen auf, deren Erfüllung wir nicht gern auf Reisen oder in dem noch so fremden Ort auf unseren mecklenburgischen Besitzungen entgegensehen wollten. Es ward beschlossen, das Frühjahr in Kopenhagen abzuwarten. Ach damals ahnte mir nicht, wie entscheidend für unsere ganze Zukunft dieser Beschluß sich erweisen würde.

Diese Veränderung unserer Pläne machte es meinem Manne wünschenswerth, vorher noch einmal in Dreylückow selbst den Stand seiner Angelegenheiten in Augenschein zu nehmen; auch sollten die Seinigen in Holstein sich nicht vergebens auf das Wiedersehen gefreut haben, und so reiste er denn am 1. November 1810 dahin ab, indem er mich in meinem behaglichen Neste gut versorgt und unter dem Schutze meiner Cousine Susanne Baudissin zurückließ. Sie war zu mir gezogen und widmete sich mir gänzlich; doch mochte ihr hange werden bei der Aufgabe, welche sie übernommen, als ich ihr schon an dem ersten Tage nach der Abreise meines Gemahls einen argen Schreck verursachte. Wir hatten damit begonnen, eine Tagesordnung zu entwerfen, und nun sollte auch sogleich die Lektüre herbeigeschafft werden. Ich besteige zu dem Ende einen Sessel, um aus dem Wandschrank Bücher herabzureichen, und siehe, der Stuhl schlägt um, ich liege auf dem Boden, sie stürzt herbei, will helfen, will retten —, doch ich springe recht munter auf und bin ganz wohlbehalten!

Nach einigen Tagen haben wir abends ihre Eltern besucht und sind auf der Heimfahrt dergestalt im Gespräch vertieft, daß wir unsere Irrfahrt erst bemerken, als wir uns in einem ganz entlegenen und

daher unerleuchteten Stadtviertel befinden. Wir rufen rechts, links, keine Antwort, keine menschliche Seele; uns wird bange, ja unheimlich zu Sinne, ist es doch, als jagt der verwünschte Venker unserer muthigen Pferde mit uns in einer verzauberten Stadt der Todten umher. Die hohe Mauer rechts zeigte weder Thüren noch Fenster; es mag wohl die Wallmauer gewesen sein! Endlich laufen die vernünftigeren Thiere wieder in bewohntere Quartiere zurück, und plötzlich erkennt Susanne die heimische Kronprinzessinnenstraße! Nun rufen wir mit erneuerter Kraft nach meinem zaghaften Diener, dem alten Hans Hansen, der es denn auch endlich wagt, den Pferden in die Zügel zu fallen in dem Augenblick, wo sie an dem Hause vorbeisaußen wollen, von dem sie ausgefahren waren! Susannens Eltern empfangen uns mit Erstaunen, sie bringen uns sicher in unsere Wohnung zurück!

Am anderen Morgen waren Schreck und Noth vergessen, und unser freundliches Stillleben ging seinen Gang fort. Wir verbrachten gar traulich einsame Tage der fleißigsten Beschäftigung, die fast nur durch Promenaden und Ländelei mit den Kindern unterbrochen wurde. Die Spätabende fanden uns gewöhnlich noch auf meinem großen Kanapee, halb sitzend, halb liegend, eines von den Lichtern auf dem Sofa selbst zwischen uns, in Jean Paul lesend. Damals hatte ich noch eine besondere, später ganz verrauchte Passion für diesen Autor, dessen Hesperus und Titan ich mir schon früher mit großem Genuß zu eigen gemacht hatte. Mein Mann neckte mich gern damit, daß ich mir Jean Pauls Sprache angewöhne. Jetzt lasen Susanne und ich die Flegeljahre, Frucht- und Dornstücke u. s. w. mit größtem Eifer.

Ich wüßte nicht, daß wir in jener Zeit andere Besuche erhalten hätten als die regelmäßigen des Etatsraths Brandis (unseres Hausarztes), dessen originelle und geistreiche Unterhaltung uns oft ungemein fesselte.

Mitte Dezember kehrte mein Mann zu mir zurück, und so lieb mir das tägliche und stündliche Zusammenleben mit Susanne auch gewesen war, so entließ ich sie doch gern; denn ihre Stelle ward schön und sicher ausgefüllt. Seine Anwesenheit in Holstein hatte dort großen Jubel verbreitet; Milchen war ihm entgegengeeilt, hatte sich ihm für die ganze Zeit angeschlossen und ihn so wenig wie möglich verlassen! Ach! diese zärtlichen Geschwister sahen sich nicht wieder; denn Milchen starb im Mai 1811. Bei dem nächsten Besuch in Rastorff fanden wir

Ranzau mit einer anderen Frau, Luise v. Wigleben, die er 1813 geheirathet hatte.

Unser jetzt durch keine Geschäfte mehr gestörtes Beisammensein wußten wir in häuslicher Ruhe und gemeinschaftlichen Beschäftigungen recht zu genießen; wir sahen daher auch jede Unterbrechung dieses einförmig-angenehmen Lebens als lästige Störung an, so z. B. die Feste, welche der durchreisenden Kronprinzessin von Schweden*) zu Ehren gegeben wurden.

In ihrer Begleitung kam ein alter Freund meines Mannes, Brinckmann, der frühere schwedische Gesandte in Berlin. Er blieb zu kurze Zeit in Kopenhagen, als daß ich hinter seinem Außern (er sah frappant wie ein Rußknacker aus) den schönen Geist und das gute Herz hätte erkennen können; der wohlwollend theilnehmende, damals schon alte Mann lebt jetzt (1839) noch und erfreut seine Freunde mit interessanten, schön geschriebenen Briefen von mehr als 30 Bogen.

Er hatte seinen Spaß mit den Kindern, besonders an Lenore Galls festem Wesen, die ich, als Gerhardine uns verlassen, vorläufig bei mir behalten hatte, um sie später der Tante zurückzugeben.

Die Erzieherin, welche schon im vergangenen Jahre die Stelle von Gerhardine Gall bei meinen Kindern übernommen hatte, war uns von unserer damals in der Wetterau lebenden Freundin, Charlotte Ranzau, empfohlen worden. Aber jene liebe und liebenswürdige Frau hatte nicht eben viel Menschenkenntniß bei dieser Empfehlung bewiesen, und so trennten wir uns schon in diesem Winter von der Demoiselle Mathé. Da nun bald nachher meine theure Mutter ihr Amt als Pflegerin bei mir, dem verzogenen Töchterchen, übernahm, so widmete, bis eine neue Gouvernante aus der Schweiz kommen würde, die treue Charlotte Clausewitz mit mehr als gewöhnlichem Geschick, mit großer Ausdauer und noch größerer Liebe sich der zweifachen Aufgabe, die Kinder zu beaufsichtigen und zu unterrichten, während ihre Gefährtin, die allerliebste Karoline v. Rinstow, die schon seit Jahr und Tag von meiner Mutter unzertrennlich war, nur helfend auftrat. Gerhardine Gall schloß sich ebenfalls für diese Reise meiner Mutter an, und so

*) Kronprinz von Schweden war seit dem 21. August 1810 der französische Marschall Jean Bernadotte, Fürst von Pontecorvo. Seine Gemahlin war Eugénie Clery, die Tochter eines Kaufmanns aus Marseille.

entwickelte sich am 11. März 1811 aus dem lieben mir wohlbekannten Reisewagen meiner Mutter eine Gesellschaft von sechs Personen, die mir Alle tausendmal willkommen waren. Von jetzt an bildeten wir einen reichen Kreis Hausgenossen.

Am 22. April vormittags meldete sich das böse Stündlein an; um 2 Uhr wurde es ernst, und um 4 Uhr schon kündete der dänische Bediente Werner, indem er eine Schüssel mit Schneebällen auf den Tisch setzte, den Hausgenossen langsam und pathetisch an: „Die Gräfin läßt grüßen, sie hat eine junge Tochter bekommen.“

Jochen, welcher an dieser Tafel von meist jungen Damen präsidirte, war ebenso schnell wie sie auf und die Treppe hinabgeeilt, um Näheres über unser Befinden zu erfahren und um in seiner Freude den geliebten Bruder zu umarmen. Ein Jubelchor erfüllte das ganze wieder neu beschenkte Haus; das Töchterchen war so innig willkommen, als wenn es der doch natürlich mehr gewünschte Sohn gewesen wäre. Es war groß und stark, aber vor der Hand eben nicht von anmuthiger Schöne; doch nach und nach wurden die Züge menschlicher, ach und späterhin so ideal schön. Ich konnte nicht müde werden, das kleine Wesen neben mir ruhen zu haben, es ohne Ende in seinen Manieren und Grimassen und seinem hellen Umherblicken zu bewundern, als sei es mir etwas ganz Neues, als habe mir nicht schon früher ein kleiner Schatz also im Schoß gelegen. Aber dieses Ergötzen an den kleinen Lieblingen ist wohl jedesmal gleich frisch und neu, und die stille Freude eines gesegneten Wochenbettes wird ebenfalls immer gleich, immer ganz überraschend fein und bleiben. Nach ausgestandener Anstrengung ruht der Körper so sanft, und die Seele feiert mit von aller Qual, aller Noth, sie feiert mit im innigsten Dankgefühl für die so nahe empfundene mächtige Hülfe des Herrn, und diese Ruhezeit wird ihr ein heiliger Sabbath!

Meine liebe Mutter half mir, und besonders weise in Rath und That stand ihr wieder die Pastorin Maßmann zur Seite, eine so treue, liebende Seele, wie man sie gern an der Seite jedes Predigers sähe!

Maßmann taufte auch diesmal meine kleine Klara Charlotte Gerhardine. Klara nach meiner Susanne zweitem Namen, und die beiden folgenden Namen verrathen die lieben Taufzeugen.

Wichtiger als die Gegenwart dieser Pathen war und blieb mir die segnende Nähe meiner geliebten Mutter, welche natürlich auch dieses Kindlein so wie deren ältere Schwester über die Taufe hielt! Den Ausdruck, mit dem sie diese kleine Gottesgabe dem Herrn darbrachte, werde ich nie vergessen; es lag darin: „Herr, nimm es ganz hin, laß es Dein sein, und nur unser, insofern wir Deine Stellvertreter sind; ich weihe es Dir in Zeit und Ewigkeit!“

Diese Bitte ward für die Zeit und o gewiß auch für die Ewigkeit erfüllt! Sie ward bald schon hienieden sein, blühte uns zur Lust, Freude und Entzücken einundzwanzig und ein halbes Jahr, und dann rief der treueste Hüter sein Schäfchen von diesem Schauplatz der Leiden und der Sünde ab, zu sich, in die „selige Ewigkeit, in die süße Seligkeit!“ Diese Worte sprach sie den 13. Oktober 1832; es waren ihre letzten!

Wende ich aber meinen Blick zurück zu jener heiteren Feier des 13. Mai 1811, so sehe ich als die anmuthigste Pierde des Festes die fröhliche, liebliche Kinderschaar; auch meine Thora jubelte mit den älteren ob des kleinen, allerliebsten, prächtig geschmückten Schwesterchens.

Wir litten in diesem Frühjahr sehr von der Hitze. Schon der Mai kündete in seiner ungewöhnlichen Temperatur die Gluth an, welche im Sommer 1811 die ganze Welt versengen sollte; diese heißen Strahlen verbreiteten in meinem nach Mittag gelegenen Zimmer eine tropische Hitze, welche meine Erholung gänzlich zurückhielt. Deshalb ward im Familienrath beschlossen, daß ich am 1. Juni, einem Mittwoch, meinen Kirchgang in dem benachbarten kleinen Gotteshause, wo Hutwaller predigte, halten und dann am folgenden Tage nach Bernstorff, dem kühlen Asyl der Ruhe, gebracht werden solle.

Und so geschah es; die frischen, lustigen Räume des lieben Schloßchens, der nahe zu erreichende Schatten der Umgebung verfehlten nicht, eine überaus wohlthuende Wirkung auf mich auszuüben; ich genas so schnell, wie es nur immer der stille Schmerz meiner Seele zuließ; denn mehr noch als die heiße Temperatur hatte ein tiefes Leid mich auch körperlich ergriffen. Schon lange sorgten wir um die heißgeliebte Schwester meines Mannes, Emilie Rankau; sie siechte seit dem Herbst, doch hielten wir die Gefahr nicht für so nahe! Während wir am

13. Mai unsere schöne Tauffeier fröhlich begingen, umringte die verwaiste Kinderschaar in Rastorff den Sarg der besten der Mütter! Am 12. war ihr treues, engelreines, liebendes Herz gebrochen, sie war milde und gottergeben im Tode wie im Leben gewesen.

In diesem Sommer, als dem letzten, welchen wir in Seeland zu brachten, sammelten sich viele der Unsrigen um uns. Bernstorff, das Paradies Aller, die es je gekannt, sollte noch genossen werden, und nie hatte es sich in größerer Pracht gezeigt. Die unter der Oberleitung meines Mannes so glücklich angelegten Pflanzungen waren gerade jetzt bis zu dem höchsten Punkt der Schönheit herangewachsen; das Klima dieses Sommers störte bei der Nähe der See die Vegetation durchaus nicht, und die Alles versengende Tropengluth konnte uns im luftigen Bernstorff, so wie wir es damals bewohnten, nicht lästig werden. Wir benutzten nämlich beide Seiten des Hauses abwechselnd, je nach dem Stande der Sonne. Die köstlichen Abende genoß man im Freien, und auch schon während der heißen Tagesstunden durfte man sich hinauswagen; denn der dichteste Lindenschatten empfing den Heraustretenden von allen vier Seitenpertrons. Zwei davon wurden besonders benutzt; der eine führte auf die prächtigen Lindenalleen zu dem Walde hinunter, der andere aber nach den Pflegegärten. Unter diesen Linden war es, wo ich meiner Klara eine kleine versteckte Niederlassung baute, wo sie den ganzen Tag über weilte und wo ich ihr im Verstorbenen ihre Nahrung reichte. Harding, der poetische Begleiter meiner Mutter, nannte sie daher das „Lindenkind“, welche Benennung ihr noch lange verblieb.

Im Staatskalender war sie schon früher, schon im April (den 23. wurde sie eingeschrieben) unter dem Namen Klara eingetragen. Wir hatten auch das Prärogativ der holsteinischen Ritterschaft benutzt und beide Töchter zugleich in das Stift Preetz eingekauft.

Da trat in unserem Schicksal eine große Wendung ein. Wohl ward der alte Plan aufrecht erhalten, daß wir Seeland noch in diesem Herbst verlassen würden; aber nicht mehr um uns, wie es bis dahin die Absicht war, auf unserem mecklenburgischen Gute Drenslügow für den Nest unseres Lebens niederzulassen, sondern vielmehr um von da aus weiter, viel weiter, nach Wien zu ziehen!

Mein Mann war wieder in den Königlichen Dienst getreten, und zwar ward dieser Wechsel der Verhältnisse auf eine sehr unerwartete

Weise herbeigeführt. Noch glaube ich den Schall des Posthorns zu hören, welches am 22. April, zwischen 2 und 3 Uhr, die Ankunft der Hamburger Briefe vor meinem Fenster verkündete, gerade in den Stunden meines Leidens; ich ahnte nicht, wie bedeutend diese Post auf meine Zukunft, ja auf mein ganzes Leben einwirken würde!

Sie brachte die Nachricht von dem Tode des alten Barons Wedell, dänischen Gesandten in Wien. Beim Empfang dieser Kunde fragt mein Mann seinen Bruder scherzend: „Was meinst Du, wenn ich um die also erledigte Stelle bäte?“ Joachim nimmt den Scherz mit vollem Ernst auf; er stellt seinem älteren Bruder vor, wie wünschenswerth der Wiener Posten eigentlich sei, wie er neben einer zweckmäßig geringen Geschäftsleistung eine so erfreuliche Stellung mit sich brächte, die der Vortheile und Annehmlichkeiten so manche vereinige, wie der König so gern auf diese Weise darüber verfügen würde; nur müsse er eilen, die Zeit zu benugen, ehe ein Anderer diesen viel begehrten Posten erhielte. Meinem Manne leuchteten all diese Gründe ein; doch die Eile wollte ihn beinahe irre machen, weil es ihm schier unmöglich bedünkte, einen in unser Leben so eingreifenden Schritt zu thun, ohne mit mir darüber zu berathen; mit mir aber durfte in den ersten acht Tagen nichts Wichtiges besprochen werden. Joachim beschwor ihn, meine Zustimmung für gewiß anzusehen und in dieser Sache zu handeln, als handele er für mich. Es geschah!

Mit rührender Freude nahm der König den Wunsch seines Bernstorff, ihm wieder zu dienen, auf. Er hatte nun den Wiener Gesandtschaftsposten, und an meinem neunten Tage, nach seinem gewohnten frühen Morgengruß, brachte er mir freundlich tändelnd die Vorstellung einer solchen Wendung in unserem Schicksal nahe und immer näher. Doch als ich's nun wirklich gefaßt hatte, daß sein Beruf uns in die große Kaiserstadt, mitten in ein so reges Treiben führen, daß wir nicht in Dreylitzow fortvegetiren, nicht auf das einförmige, einer Verbannung gleichende Leben dort beschränkt sein würden, da ergriff mich ein Freudentaumel, an dem mein Mann sich ergözte, bis er zu seinem Schreck bemerkte, daß sich derselbe auch des noch geschwächten Körpers bemächtigte; ein Fieberschauer folgte dem anderen. Es ward zum Arzt geschickt, dem es mit Gottes Hülfe sehr bald gelang, meine Gesundheit wiederherzustellen. Nun blieb von dieser Erschütterung nur

die reine Freude zurück, rein in Beziehung auf meinen Gemahl und mich. Die Trennung von meiner Mutter, von den Meinen allen war freilich schmerzlich; aber die Jugend ist sanguinisch, sie berechnet selten, oder wenn sie einmal berechnet, so fällt das Ergebniß immer zu Gunsten ihrer Wünsche aus.

Der 5. Juli dieses Gnadenjahres 1811 ward ein wichtiger Tag für unser Haus; denn es zog ein Engel in dasselbe ein, ein wahrer „Engel in irdischer Gestalt“, der ein schweres, wenn auch recht eigentlich für den Himmel vorbereitendes Geschäft zu übernehmen kam! Schon vor der Schilderung von Charlotte Clausewitz' Treue für unsere Jugend erwähnte ich, daß wir eine Gouvernante aus der Schweiz erwarteten; diese nun war es, deren Ankunft uns sehr bewegte. Nicht ohne Bedeutung erschien uns ihr Name: Seraphine; denn das klare braune, kindliche Himmelsauge verkündete uns schon den Seraph, welcher sich nach und nach immer mehr und mehr enthüllte. Seitdem haben die Schwingen des Engels sich ganz entfaltet, und sie ist in ihre wahre Heimath zurückversetzt! Ich blicke auf ihr mich noch oft umschwebendes Bild wie auf das einer Heiligen. Und wer war denn dieses holde Wesen, welches, so allein vom fernen Süden kommend, sich bei uns einfand? Es war Seraphine Courvoisier, die Tochter eines Uhrenfabrikanten in Locle, der plötzlich seiner Familie durch den Tod entrisfen war und sie in Folge unglücklicher Verwickelungen in großer Dürftigkeit hinterlassen hatte. Als wir uns von Demoiselle Mathé trennten, hatten wir die treffliche Philippine Dupont, die Erzieherin im Rangkauischen Hause, befragt; sie konnte und wollte uns eigentlich keine nennen, erwähnte indeß einer ausgezeichneten Familie, in der sie selbst ihre Kindheit und Jugend zugebracht hatte, die Courvoisiers, Eltern vieler Kinder. Damals waren die Courvoisiers so wohlhabend, daß von Uebernahme einer Stellung der Töchter bei Fremden keine Rede sein konnte. Durch den jähen Tod des Familienvaters aber brach eine nie geahnte Noth über sie herein, nicht durch Schuld des trefflichen Vaters, sondern durch Betrug des Kompagnons. Da entschloß sich die 17jährige Tochter Seraphine, unser Anerbieten anzunehmen und die Erziehung unserer Kinder zu übernehmen, und Gott sei Lob, der Entschluß hat sie nie gereut. Wir kannten sie durch die Briefe an ihre Freundin.

Ich war eben mit meinem Säugling, dem Lindenkinde, unter jenen ehrwürdigen, alten Bäumen beschäftigt, als mein Mann mir die schüchterne holde Schweizer-Jungfrau zuführte; ganz in Trauer gekleidet, in Demuth und Rührung trat sie gesenkten Blickes vor mich und sprach einige begrüßende, ich möchte fast sagen bittende Worte mit so eigen melodischer, volltönender und fester Stimme aus, daß sie mich gleich ganz gewann. Durch all ihre Schüchternheit blickte doch Festigkeit und Entschiedenheit hervor, ihre mädchenhafte Blödigkeit war ganz unbefangen; man sah, indem man ihr liebliches Aeußere bewunderte, daß sie keine Ahnung davon hatte. Aus der Unschuldswelt des nie verlassenen elterlichen Hauses in dem begrenzten Voce-Thale kam sie zu uns, und hier entwickelte sich gar bald eine Reife des Geistes in ihr, die Staunen erregte. Die Kinder schlossen sich ihr schnell und zärtlich an, und sie war und blieb ihnen eine vortreffliche Pflegerin und Schützerin; denn was ist die Erziehung eigentlich Anderes als eine Schutzwehr gegen üble Eindrücke? Sie kannte ihre Sprache durch und durch und gab darin wie in manchem Anderen recht guten Unterricht. Die ältesten ihrer Zöglinge wurden ihr sogleich übergeben, und Charlotte stand mir in der Oberaufsicht über alle bei; denn wahrlich in einem Taubenschlag, wie Bernstorff es in jenem Sommer war, konnte die Hausfrau neben ihrem Geschäft als Amme nicht eben viel Muße erübrigen, und ich konnte es um so weniger, da mich diese im Ganzen so süße Beschäftigung damals dennoch beängstigend in Anspruch nahm. Die Kleine nahm zwar an Umfang gewaltig zu, war aber sehr unruhig; sie litt offenbar auf eine oder die andere Weise, ohne daß wir die Ursache zu entdecken vermochten. Später habe ich mir oft mit Betrübniß gesagt, daß mein Inneres wohl bei der bevorstehenden Auflösung unseres Haushalts, bei dem nahen Abschied vom geliebten Seeland und dem nicht fernen von meiner Mama und ihren Begleiterinnen zu aufgereggt gewesen sein mochte!

Ich fand meine kleine Klara schon damals wunderhübsch, freute mich aber nicht wenig, als die Brunschen Töchter, die kürzlich aus Italien kamen und für Kunstkennerinnen galten, über die regelmäßigen Züge des Kindes staunten und mir versicherten, sie sähen in ihr eine werdende Schönheit. Weshalb aber war mir ein solcher Ausspruch so sehr willkommen? Ist denn das Glück im Gefolge dieser glänzenden

Gabe? Nein, alle Erfahrung lehrt das Gegentheil! Dennoch aber hat sie etwas so Anziehendes für uns arme nach außen gewandte Menschen, daß wohl jede, auch sonst ganz solide Mutter sich eines solchen Ausspruchs freuen würde, ohne zu bedenken, wie manche Störung in die Ausbildung einer früh sich verkündenden Schönheit hemmend und verderbend einzugreifen vermag! Meinem Engel raubte spätere Kränklichkeit zeitweise alle Blüthe; dieses körperliche Leiden bewahrte sie aber auch vor Eitelkeit und nahm ihr jedes Bewußtsein von Schönheit, und dennoch war und blieb sie so rührend schön, daß kaum Jemand dem Zauber ihres tiefen Blickes widerstand!

Die betrübten Abschiede und bitteren Trennungen begannen mit der allerschwersten von meiner Marianne. Ihr Kränkeln hatte sich nach und nach wieder eingestellt; kein Arzt schien es zu verstehen, nur der Wallöer allein war glücklich in Behandlung jenes räthselhaften Uebels gewesen. Da uns nun eine lange beschwerliche Reise, das unruhige Getriebe in Holstein und so Manches bevorstand, dem wir ihre schwache Gesundheit nicht aussetzen durften, so ward beschlossen, sie wieder dem treuen Schutze unsererer Sophie Hobe anzuvertrauen. In Wallöe wußten wir sie ja auf alle Weise geborgen, und der Vater, welcher fürs Erste wenigstens in Dänemark blieb, konnte sie daselbst öfters aufsuchen. Ich habe es nie bereuen dürfen, dem Kinde dieses Opfer gebracht zu haben, und doch ist es traurig, wenn eine so zusammengehörende kleine Herde getrennt wird, und man opfert mit jedem Jahre der Entwicklung, der man selbst bei einem so lieblichen kleinen Wesen zu folgen entsagt, sehr viel und ganz Unerseßliches auf! Die letzten Tage mit dem Herzenskinde wurden schon zu einem langgedehnten Abschiede; unser Kreis ward immer stiller, meine Stimme, ich hörte es selbst, klang traurig wie eine Scheidestunde, mein ganzes Herz drängte sich in jede Kleinigkeit, welche noch für das liebe Kind zu besorgen blieb, und die Thräne war nahe, bis das Vorfahren des Wagens, der mir den Liebling entführen sollte, sie strömen machte!

Die Stunde, in welcher ich mich auf Friedrichsberg bei der vortrefflichen Königin empfehlen mußte, war mir auch recht schwer; um so schwerer, da die Herrschaften es immer nicht recht zu begreifen, ja kaum zu verzeihen vermochten, daß mein Mann seinen früheren so wichtigen Posten aufgegeben, daß er sogar das Land hatte meiden wollen, um in

Mecklenburg auf seinen Gütern zu leben. Dennoch entließ sie mich zuletzt äußerst freundlich und mit wahrer Rührung; sie erhob ihre Stimme und gab mir einen Segen, den ich noch ungefähr in folgenden Worten zu hören glaube: „Ziehen Sie denn mit Gott und seinen Schaaren! Ihr Fuß gehe Pfade des Friedens und der Freude und sei gewendet vom Unglück jeder Zeit!“

Keiner der Abschiede kostete mir jedoch mehr als der von Seelands schönen und lieben Gegenden, von dem Lande unserer Jugend, unserer Liebe. War es uns doch, als könnte unser Herz, unser Auge nicht von ihm lassen! Es war ein langes, langes Lebewohl; denn schon viele Tage vorher füllte sich das Auge bei jedem Blick auf die reizende Landschaft und senkte sich nur, um schwere Thränen zu verbergen!

Aber, wird der Leser fragen: Ihr waret ja unabhängige Leute; warum legtet Ihr Euch einen Abschied auf, der Euch so schwer fiel, warum hattet Ihr Euch schon, ehe Ihr Wien zum Ziel Eurer Wünsche erwähltet, den Plan gemacht, Euer geliebtes Vaterland zu verlassen? Weil wir eben einerseits nicht ganz so unabhängig waren, wie es Euch bedünken mag; weil nicht nur der Zuschnitt unseres Hauses für unsere Einkünfte zu groß, der doppelte Haushalt in der Stadt und auf dem Lande zu kostspielig, sondern auch weil die Unterhaltung des großen Bernstorffer Schlosses und besonders der weitläufigen Gartenanlagen unser Vermögen um Vieles überstieg; weil auch das Vaterland von dem Augenblicke an, da mein Mann den dänischen Dienst verließ, aufgehört hatte, unsere Heimath zu sein.

Seine Güter lagen in Mecklenburg; sie allein boten ihm eine Heimath und einen Wirkungskreis, der freilich immer schön genug hätte sein können, wenn er ihm nicht vorerst die diplomatische Karriere vorgezogen hätte! Und schwerlich würde er sie vorgezogen haben, wenn eben Seeland und unser geliebtes Bernstorff, die Wiege seiner Kindheit, auch die unserer Töchter hätte bleiben und die der zu erhoffenden Söhne hätte werden können. Gern hätten wir es indeß gesehen, ja es würde uns bei diesem Aufbruch zum wahren Trost gereicht haben, wenn Jochen das Schloß Bernstorff mit seiner Umgebung hätte behalten, oder wenn Magnus, dessen Eigenthum das Gut war, es mit dem Schloß wieder hätte vereinigen können. Allein Jochen meinte mit Recht, die Unterhaltungskosten von Bernstorff seien doch nicht im Verhältniß zu seinem

zwar bedeutenden, aber nicht unermesslichen Vermögen, und für Magnus wären sie vollends unerschwinglich gewesen.

So mußte denn geschieden sein von dem Paradies der Jugend und der Liebe, und die Tage, ja die Wochen vor dieser letzten Trennung wären bitter gewesen, wenn der Schmerz sich nicht nach oben gewendet und dort seine Weihe erhalten hätte!! Liegt schon bei jedem Scheiden ein so tiefer Ernst in dem Gedanken: „Das Alles siehst Du vielleicht zum letzten Male!“ giebt dieser Gedanke dem Gefühle tiefere Wahrheit, der Freude einen leise veredelnden Schauer und dem Leben einen höheren Schwung; in wie sehr gesteigertem Grade noch, wenn die Vorstellung des Scheidens, wie das hier der Fall war, alle Gewohnheiten der Liebe, ja das Band zerreißt, welches uns an die Heimath knüpft! Aber eben deshalb verstummt das Wort von solchem irdischen Weh; es verstummt ebenfalls von dem Trost, den der Himmel herabsenkt, und von der Hoffnung, die nach jenem Himmelsparadiese weist, wo wir Alles im verklärten Lichte wiederfinden, was wir hier lassen mußten!

